

Jürgen Oelkers

Behütung und Verwertung? Kindheit und Erziehung heute^{)}*

Retiring? No. I'm still growing up
(Keith Richards)¹

1. Die Frage nach dem Wandel der Erziehung

Erziehen wir heute anders als früher? Und wenn ja, ist das gut oder eher ein Anzeichen von Zerfall und Dekadenz? In den neuen Bundesländern hört man oft, dass Erziehung und Schule in der DDR besser waren, weil die Autoritäten nicht in Frage gestellt wurden, für frühe Betreuung gesorgt war, also die Familien entlastet wurden, und weil es eine Einheitsschule für alle Kinder gab.

Auch in den westlichen Bundesländern hört man nicht selten nostalgische Töne, aber aus anderen Gründen. Genannt werden die zunehmende Verwahrlosung durch Wohlstand, dass viele Eltern sich ihrer Erziehungsverantwortung entziehen würden und die Medien zu grossen Einfluss gewonnen hätten. Umkehrschluss hiesse das, eine gute Erziehung würde weniger Wohlstand, hohe Verantwortung und ein Leben ohne Smartphones abverlangen. Beim letzten Punkt dürfte man die Kinder allerdings nicht fragen.

Nun können die Medien immer leicht zur Ursache des Übels erklärt werden. Doch Klagen über den schlechten Einfluss der Medien gibt es mit jedem neuen Innovationsschub, der Wandel der Erziehung kann damit allein also nicht erklärt werden. Aber dieser Wandel ist unübersehbar und er betrifft die vertrauten Lebenswelten der Familie ebenso wie die Erziehungsinstitutionen oder auch die Zukunftsentwürfe, auf die jede Erziehung vertrauen muss. Wandel schliesst Stabilität nicht aus, nur ist ihre Dauer begrenzt.

Von dem, was noch vor dreissig Jahren als Rahmen der „Erziehung“ galt, ist nicht mehr viel zu sehen.

- Der autoritäre Vater ist als medialer Leittypus ebenso verschwunden wie die selbstlose Mutter,
- es gibt kaum noch Geschwisterreihen,
- der Kinderwunsch ist vielfach zu einem Stressfaktor geworden

^{*)} Vortrag im Bildungshaus St. Ursula Erfurt am 18. März 2019.

¹ Uncut Take 263 (April 2019), S. 45.

- und was früher undenkbar war, nämlich öffentlich über die Kosten der Kinder nachzudenken, ist heute selbstverständlich.

Ebenso selbstverständlich ist, den Kinderwunsch in einer Paarbeziehung lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch gegen diesen Wunsch zu entscheiden. Auch die biologische Uhr definiert keine Notwendigkeit, sondern legt nur eine Entscheidung nahe. Wer sich andererseits unbedingt einen Kinderwunsch erfüllen will, kann das auch gegen die biologische Konstitution durchsetzen.

Im Blick auf den Wandel lassen sich einige Befunde der Forschung zum Verhältnis von Eltern und Kindern in westlichen Gesellschaften - und nur darüber spreche ich - so zusammenfassen: Was sich geändert hat, sind nicht nur die Medien der Kommunikation, sondern auch die Formen sozialer Kontrolle, die Individualisierung der Lebensentwürfe und die Reichweite pädagogischer Verpflichtungen. Grundsätzlich wird niemand mehr öffentlich geächtet, der von der Mehrheit abweicht und aber für seinen Unterhalt selbst aufkommen kann.

Zum Lebensentwurf müssen keine Kinder gehören und die Beziehungen können nach Lebensabschnitten unterteilt werden. Paare *ohne* Kinder erfahren keine gesellschaftliche Abwertung mehr, Paare *mit* Kindern sind aber auch nicht mehr unbedingt Rollenvorbild, vor allem weil Kinder als unabsehbare Verpflichtung angesehen werden, die an keinem bestimmten Datum endet. Deswegen werden heute Postulate einer «kinderfreien» Existenz vertreten, die gewährleisten sollen, dass sich Frauen selbst verwirklichen können, ohne an eine Mutterschaft gebunden zu sein (Brunschweiler 2019).²

Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ein prekärer Prozess lebenslangen Lernens, der nicht aufhört, wenn die Kinder erwachsen sind. Im günstigen Fall werden aus Eltern Grosseltern der Erziehung, im weniger günstigen Fall werden lebenslang Konflikte ausgetragen, die so festgefahren sind, dass sie keine Lösung erlauben. Selbst wer sich trennt, hat weiterhin miteinander zu tun, weil Verletzungen aus der Kindheit nicht heilen. Auf der anderen Seite können sich Eltern und Grosseltern auf neue Weise die Sorge für das Kind teilen.

Aber es ist nicht nur der Wandel der Generationen und so der Einstellungen, den wir heute beobachten können. Historisch neu ist auch die *Beschleunigung* der Erfahrung. Frühere Erziehungskulturen waren über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte stabil, zudem örtlich gebunden und kaum beweglich.

- Zugleich war die Kindersterblichkeit hoch und die Lebenserwartung niedrig.
- Noch im zweiten Drittel des 19. Jahrhundert wurden die meisten Männer kaum älter als vierzig und die Frauen überlebten sie nur um wenige Jahre.
- Mobilität war unbekannt: Das gesamte Leben wurde meist an einem Ort verbracht.

Die heutige Erziehung ist nicht länger auf einen bestimmten Ort beschränkt, an dem man geboren wird, aufwächst und sein Leben verbringt. Man kann gehen und zurückkehren, aber auch den Geburtsort für immer verlassen, je nachdem, wo Arbeit gefunden wird und der persönliche Lebensmittelpunkt entsteht.

² Verena Brunschweiler ist Lehrerin für Ethik, Deutsch und Englisch am Albrecht-Altdorfer Gymnasium in Regensburg.

Damit verändern sich auch die Familienbeziehungen. Gegenseitige Hilfe und Betreuung setzen räumliche Nähe voraus, grosse Distanzen reduzieren den Kontakt auf Skype und Smartphones, also Stimme, Bild und den Austausch von Videos. Wirkliche Nähe dagegen verlangt Anwesenheit und seelische wie körperliche Zuwendung, die auf Dauer medial nicht zu vermitteln sind.

Der Generationenkonflikt hat sich einerseits entspannt und andererseits verlagert. Am Ende des Lebens steht oft eine „zweite Kindheit“, die das Betreuungsverhältnis umkehrt. Kinder müssen dann die Eltern „erziehen“, also für sie aufkommen, Pflege leisten und den Umgang gestalten. Wo das aus räumlichen oder biografischen Gründen nicht möglich ist, stehen finanzielle Verpflichtungen an, die sich nicht mit den Investitionen der eigenen Eltern verrechnen lassen. Damit lässt man die Eltern im Leben nicht hinter sich, sondern bleibt an sie gebunden und trägt Verantwortung.

Eltern und Kinder erleben heute auf verschiedenen Ebenen auch Globalisierungsprozesse. Globale Phänomene der ersten Kindheit reichen vom Kinderspielzeug über die Medien bis hin zur Kleidung und zum Aussehen. Die Entwicklung lässt sich an einem bekannten Beispiel rasch zeigen: Als das japanische Fernsehen 1975 die ersten Folgen der Animationsserie „Biene Maja“ ausstrahlte, konnte niemand ahnen, dass daraus ein globales Phänomen entstehen würde.

Das Buch *Die Biene Maja und ihre Abenteuer* des deutschen Schriftstellers Waldemar Bonsels, ein ehemaliger Missionar und überzeugter Antisemit, das 1912 erschien, wurde wohl in 41 Sprachen übersetzt, aber erst die japanische Animationsserie machte daraus ein mediales Erlebnis, dem sich weltweit kaum ein kleineres Kind entziehen konnte - und kann. Diese Globalisierung der Kinderunterhaltung erfolgte parallel zur Globalisierung des Fernsehens und lange vor dem Internet.

Seitdem ist die Globalisierung in jedem Kinderzimmer präsent und schon kleinere Kinder lernen den Gebrauch von Smartphones, die in einem wörtlichen Sinne «kinderleicht» zu bedienen sind. Kinder sind auf eine Weise Objekte von Verwertungsprozessen geworden, die die Biene Maja geradezu als Steinzeiterfahrung aussehen lassen. Ihre Attraktivität muss das nicht mindern.

Eine Zwischenbemerkung: Meine Frage, ob wir heute «anders» erziehen, kann man auch seltsam finden. Sie müsste vielleicht besser lauten, ob Erwachsene überhaupt noch erziehen können. Von den Kosten her gesehen, den materiellen wie denen der Aufmerksamkeit, ist es eigentlich umgekehrt, die Kinder erziehen die Eltern, einfach weil täglich Aufwand betrieben werden muss, der den Konsum und den Erfahrungsraum der Erwachsenen zugunsten der Kinder beschränkt. Die Eltern passen sich den Kindern an, nicht umgekehrt.

Trotz oder vielleicht auch wegen dieser Entwicklungen besteht für pädagogische Nostalgie kein Anlass. Kinder haben „früher“ nicht „besser“ gelebt, etwa weil die Welt einfacher war oder die Verhältnisse überschaubarer. Allerdings neigt die öffentliche Diskussion immer wieder zur Konstruktion von heilen Welten, die oft auch die allgemeine Erwartung bestimmen.

Doch es gab zu keinem Zeitpunkt der Erziehungsgeschichte «heile» Welten, die immer nur als schöne Bilder vorhanden waren. Wer diese Bilder vor Augen hat, ist oft ausserstande, sich in die Akteure früherer Zeiten hinein zu versetzen und deren

Erfahrungswelten nachzuvollziehen. Aber Bilder der heilen Welt sagen nur etwas über Wünsche aus, nicht über die Realitäten jenseits der Wünsche.

Gerade Bildquellen können das gut illustrieren. Der Abstand zur Vergangenheit wächst mit jeder neuen Kindergeneration und einen Weg zurück gibt es nicht, auch wenn die „gute, alte Zeit“ der Erziehung noch so sehr beschworen wird.

- Die heutigen sozialen Medien werden nicht verschwinden,
- die Geschwisterreihen kehren nicht zurück
- und die Erziehungsverantwortung muss ausgehalten werden,
- was immer die Beratungsindustrie versprechen mag.

Auch das ist neu, man kann sich von jedem Problem entlasten und so versuchen, sich gar nicht erst darauf einzulassen. Aber oft ist das Problem stärker als die Entlastung und dies vor allem, wenn die sozialen Verhältnisse eng sind und die ökonomischen Möglichkeiten nicht viel erlauben.

Zu den Realitäten in Deutschland gehören auch Kinderarmut und ein dauerhaftes Leben in prekären Verhältnissen, die sich zwischen den Generationen „vererben“ können, ohne dass die Kinder eine Chance haben, den Kreislauf zu durchbrechen. Real sind auch Gewalterfahrungen in Familien und Kindesmisshandlungen, die nur allzu oft verdrängt oder schöngeredet werden.

Allein die Bandbreite der Fälle sexuellen Missbrauchs ist erschreckend. Sie reicht von der katholischen Kirche über die Odenwaldschule bis hin zum Campingplatz Eichholz in der Gemeinde Lügde in Nordrhein-Westfalen. Auch in der DDR war sexueller Missbrauch in Familien und Heimen verbreitet.³ Die Gemeinsamkeit besteht darin, dass über Jahre und Jahrzehnte niemand etwas gesehen haben will. Anzeichen gab es genug, aber keiner hat gehandelt. Und viele Fälle haben mit Pädagogen als Tätern zu tun.

Bilder der idealen, reinen und unschuldigen Kindheit, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts, also seit der Romantik, die öffentliche Reflexion über Erziehung prägten, haben nie die Praxis bestimmt. Und auch die heutigen Bilder des *coolen* Kindes sind nichts als ästhetische Generalisierungen, die über das tatsächliche Verhalten wenig aussagen. Kindheit, anders gesagt, kann man immer schönreden.

Auf der anderen Seite steht die Annahme, dass Erziehung zu komplex geworden sei und man zu früheren Verhältnissen der Disziplin und Bindung zurückkehren müsse. Doch scheinbar einfache oder überschaubare Verhältnisse mit klaren Rollentrennungen waren mindestens genau so konfliktanfällig wie offene Erfahrungsräume mit hohem Individualisierungsgrad, wobei jeweils das *Nichtvorhandene* die Wünsche bestimmt hat.

Weil es die unbefragte Autorität nicht mehr gibt, kann sie wieder attraktiv erscheinen und dies obwohl die Rückkehr zu früheren Verhältnissen verbaut ist. Denn «Autorität» muss man erwerben, der Test sind die Kinder und nicht die Nostalgie der Erwachsenen. Wer sich als Lehrer Autorität anmasst, verspielt sie und dann steht man in der Schule auf verlorenem Posten, nämlich allein vor der Front.

³ Taz vom 6. März 2019. www.taz.de/Nina-Apin/!a15/

Auch die Rollen haben sich geändert, wie sich an den Vätern zeigen lässt. Sie werden, anders als früher, aktiv in die Erziehungsarbeit eingebunden und übernehmen konkrete Verantwortung. Keine pädagogische Nostalgie kann das ändern, was im Übrigen auch zeigt, wie fragwürdig der Wunsch nach Rückkehr zur alten Erziehung ist. Es wäre die Rückkehr zur einseitigen Belastung der Mütter.

Häufig wird auch die Idee vertreten, zur Lösung der Probleme genüge es, zum einfachen Leben zurückzukehren. Doch heutige Kinder lassen sich nicht mehr einfach auf „gutes Spielzeug“, „richtige Lektüre“ oder „praktische Kleidung“ festlegen, wenn attraktivere Alternativen erreichbar sind und ohne grössere Risiken abgerufen werden können. Das gilt quer zu den sozialen Schichten und Vermögensverhältnissen.

Wer Kinder davon abhalten wollte, mit Lego-Bausteinen zu spielen, etwa weil Lego kein Holzspielzeug ist und aber Holz besser sei als Plastik,⁴ würde sich in den meisten Kontexten kaum sehr weit durchsetzen können. Die Lernumwelten von Kindern lassen sich nur begrenzt kontrollieren und Kinder können sich den Kontrollen auch entziehen. Aber haben wir deswegen wirklich eine grundlegend andere Situation, nur weil aus Kindern „Kids“ geworden sind?

Aus der Analyse folgt nicht, dass uns mit früheren Epochen der Erziehung nichts mehr verbindet. Jede Kultur muss auf die Tatsache reagieren, dass Neugeborene nicht fertig auf die Welt kommen. Kinder müssen ihre Welt entdecken, sie lernen eigensinnig und brauchen Unterstützung, die sich in den Kulturen der Erziehung ausdrückt. Diese Kulturen unterscheiden sich historisch, aber sind nicht völlig verschieden. Erziehung im Mittelalter ist keine Grösse, die für uns unverständlich wäre, wie sich wiederum an den Bildquellen zeigen lässt.⁵

2. *Schule und Bildung im Zeitalter der Digitalisierung*

Andererseits ist der Abstand unverkennbar. Kindheit und Jugend haben sich in den letzten 15 bis 20 Jahren stärker und schneller verändert als in allen Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg. Schülerinnen und Schüler wachsen heute mit ständiger und schneller Erreichbarkeit auf, sie lernen, sofort zu reagieren, in Tag ohne Smartphone erscheint wie eine einzige Zumutung und selbst gemeinsame Mahlzeiten sind keine Schutzzone mehr.

Wer über den Facebook-Tag hinaus denkt: Die Lebensentwürfe folgen persönlichen Idealen, die Mobilität ist wie gesagt hoch und die Bindekräfte traditioneller Institutionen wie Kirchen oder Vereine nehmen weiter ab. Dieser Wandel hat unmittelbare Folgen für die Bildung und ihre Organisation.

- Die öffentliche Schule ist die einzige Institution, die alle Kinder durchlaufen.

⁴ Ursprünglich war Lego aus Holz. Der dänische Zimmermann Ole Kirk Christiansen (1891- 1958) begann mit der Produktion von Holzspielzeug im Jahre 1932. 1949 entwickelte er den Vorläufer des heutigen Lego-Brick, 1958 wurde der an der Unterseite achtzylindrische Baustein eingeführt, der den kommerziellen Durchbruch brachte. Lego-Spielzeug wurde erstmalig 1961 in den Vereinigten Staaten verkauft, heute werden 1'700 Varianten in 138 Länder exportiert oder dort hergestellt. Die Firma schätzt, dass mehr als 300 Millionen Kindern seit Einführung der Marke mit ihren Produkten gespielt haben. *Lego* heisst im Dänischen „spiel gut“.

⁵ Abbildungen nach Riché/Alexandre-Bidon (1994).

- Ohne sie wäre eine gesellschaftliche Integration verschiedener Gruppen oder Milieus nicht möglich.
- Damit muss der Auftrag einer gehaltvollen Allgemeinbildung verträglich sein.
- Neue Aufgaben dürfen nicht zu einer massiven Einschränkung der Qualität führen.
- In diesem Sinne ist die Verschulung an öffentliches Vertrauen gebunden.

Aber weil das fragil ist, kann man auch ganz anders fragen: Brauchen wir Schulen überhaupt noch, wenn sich das Leben weitgehend individualisiert hat und das Internet für die Bildung sorgt?

- Wikipedia wäre die Suchbasis des Unterrichts,
- das Lernen könnte komplett selbstorganisiert erfolgen,
- statt Schreibhefte würden Blogs benutzt
- und Selfies dienen der Selbstvermarktung nach bestandenen Prüfungen,
- für die eine anonyme Internetagentur zuständig wäre.

Das ist nur leicht übertrieben. Solche Visionen werden Schul- und Erziehungskritik gestützt, die sich zum Anwalt der Kinder und des besseren Lernens stilisiert. Das ist nicht neu, aber verstärkt sich mit den Möglichkeiten des Lernens, die die heutigen Medien bieten. Diese Art Lernen kann man als Zukunftsprogramm verstehen oder gerade als Armageddon der Kindheit. Wer noch bibelfest ist, weiss, «Armageddon» (Harmagedon) ist der Ort der Entscheidungsschlacht im Johannes-Evangelium.⁶ Mehr Dramatik geht nicht.

Man kann diese merkwürdige Neigung zum Schwarzsehen an Sachbüchern mit pädagogischen Themen aufzeigen, die es immer wieder in die Bestsellerlisten schaffen. Meistens sollen sie die Öffentlichkeit alarmieren und oft dringen damit auch durch, nämlich kreieren ein Thema und besetzen die Agenda. Nimmt man diese Bücher und Interneteinträge ernst, dann scheinen Schulen und im Weiteren die Erziehungswelt eigentlich nur noch aus Defiziten zu bestehen.

- Zu viel und zu früher Medienkonsum führt zu „digitaler Demenz“, gegen die die Schule nichts unternimmt (Spitzer 2012),⁷
- die „Generation Smartphone“ verlernt das „look up“ (Gary Turk: https://www.google.ch/?gws_rd=ssl#q=gary+turk+look+up),⁸
- doch alle Kinder sind hoch begabt, nur die Schule merkt das nicht (Hüther/Hauser 2012);
- „Burnout-Kids“: das Prinzip Leistung überfordert die Kinder (Schulte-Markwort 2015) -
- schon deswegen sollte man die Schule als konkrete Utopie und vor dem Hintergrund der digitalen Bildungsrevolution komplett neu denken (Precht 2013; Carey 2015).
- Schulbildung generell ist eine Verschwendung von Zeit und Geld (Caplan 2018).

Die neuen Medien, so der amerikanische Kritiker David Gelernter oder auch der deutsche Ingenieur Sebastian Thrun im Silicon Valley,⁹ machen die Schule als Institution

⁶ Johannes 16, 16.

⁷ So auch Manfred Spitzer in der Sendung „Hart aber fair“ (ARD 10. September 2018).

⁸ 61.417.770 Aufrufe bei YouTube (13. März 2019).

überflüssig und führen dazu, dass freies Lernen ohne das Prokrustesbett der Schulorganisation möglich wird. Und an Kritik ist das nicht alles, denn es fliegen ja noch die „Helikoptereltern“ und alle Unzufriedenen können sich auf Facebook in die Gemeinschaft „Die Schulhasser“ eintragen.

Die These einer überflüssigen und sogar gefährlichen Institution hören die Lehrkräfte natürlich nicht gerne, denn in der Konsequenz würde ihr bisheriges Berufsfeld verschwinden. Schon vor mehr als vierzig Jahren forderte der Wiener Jesuit und Befreiungstheologe Ivan Illich die „Entschulung“ der ganzen Gesellschaft und schon damals waren Empörung und blankes Entsetzen die Folge, nicht etwa Gelassenheit, weil ja nur Worte gewechselt und Thesen ausgetauscht wurden.

- Die Lehrerschaft reagiert auf Kritik leicht mit dem,
- was der Wiener Psychoanalytiker Siegfried Bernfeld (1974, S. 125) das „beleidigte Pädagogengemüt“ nannte:
- Man gibt sein Bestes, aber niemand will es.

Über Erziehung und Schule wird gerade im Internet mit dramatischen Bildern und drastischen Ausdrücken oft so geredet, dass man sich eine sofortige Abhilfe wünscht, die meistens aber bloss bleibt, sodass die Verunsicherung noch grösser wird. Die Vorwürfe klingen gewaltig, die Kritik scheint irgendwie einzuleuchten, auch radikale Forderungen finden Beachtung, doch die praktischen Konsequenzen hängen in der Luft. Und noch etwas ist auffällig: Man weiss selten, worüber genau geredet wird. Schulkritik ist traditionell mehr Wut als Strategie (Oelkers 2009).

Die wirklichen Probleme liegen woanders. Angesichts der medialen Fragmentierung und Parzellierung des Lernens stellt sich die Frage, wie sich die Qualität der Allgemeinbildung erhalten lässt und warum das in vielen Reformoptionen keine Rolle spielt. Immerhin geht es um die allgemeine Bildung künftiger Bürgerinnen und Bürger, die heute in Erfahrungsräumen aufwachsen, die von Konsum und Smartphones geprägt werden, die „selbstorganisiert“ zu nutzen sind und das Lernen auf konstante Unterhaltung festlegen.

In diesem Sinne ist Facebook ein universelles Lernmedium und das erste seiner Art, allerdings verengt das Medium Lernen auf behavioristische Anreize und kann so als perfekte Inkarnation von Skinner's Box verstanden werden (Vaidhyanathan 2018, S. 36-41). Die Nutzung ist leicht und unmittelbar verständlich, aber sie macht abhängig, legt eindimensional Verhalten fest und fördert einzig die zum Medium passenden Gewohnheiten.

Aus diesem Grunde ist Facebook kein «soziales» Medium, sondern dient einfach dem operanten Konditionieren, das zwischen Lernen und Bildung keinen Unterschied macht. Aber Facebook ist ein politisches Medium, weil mit den Daten Verhaltensprofile entwickelt werden, mit denen die Wähler viel präziser für politische Botschaften angesprochen werden können als dies in der konventionellen Wahlwerbung je der Fall war (ebd., S. 149). Und diese Botschaften sollen konsumiert werden wie alle anderen auch.

Aber Facebook ist nicht das Mass aller Dinge: Niemand beschwert sich über anregendes, gut gestaltetes Lernen, das man nicht mühsam selbst organisieren muss, solange sichtbar Fortschritte erzielt werden. Lernplattformen unterstützen diesen Prozess mit neuen Möglichkeiten der Individualisierung, aber sie machen den Besuch von Schulen nicht

⁹ Thrun betreibt „Udacity“, ein Bildungsunternehmen, das 1000 Absolventen pro Tag anstrebt (Der Spiegel Nr. 10 vom 28.2. 2015, S. 25).

überflüssig. Die Schule wird sich diese Technologie zu eigen machen, unter der Voraussetzung, dass der Staat die Kontrolle über das behält, was „content“ genannt wird.

Schul- und Erziehungskritik sind in bestimmten Fällen natürlich berechtigt, es gibt ärgerliche Erfahrungen mit der Schule und wer Kritik äussert, kann ein Experte für Fehler sein und sollte Gehör finden. Aber die Fundamentalkritik läuft ins Leere. Die Schule als Organisation ist stärker und besser als viele Kritiker meinen, daher sind Untergangsvisionen nur rhetorische Figuren.

Für den Erhalt der pädagogischen Institution Schule spricht, dass sie verlässlich ist, gesellschaftliche Funktionen erfüllt und neben dem Unterricht vieles bietet, das unverzichtbar ist:

- feste Zeiten für Anfang und Ende,
- einen strukturierten Lerntag,
- gemeinsame Ziele,
- spezialisiertes Personal,
- ein seriöses Angebot,
- verantwortliche Aufsicht,
- ein verlässliches soziales Lernfeld
- und nicht zuletzt die Abwechslung vom Konsumalltag.

Diese Sicht auf Schule bremst die Radikalität und verweist auf eine Normalität, die so schlecht nicht ist, wie die Kritik annehmen muss, um Eindruck zu machen. Ausserdem ist das Ende der Schule schon mehrfach in der Geschichte des Bildungsdiskurses proklamiert worden, ohne deswegen auch ausgelöst zu werden.

Das übersieht die Grösse und das Gewicht der gesellschaftlichen Institution Schule, unterstellt grösstmögliches Fehlverhalten, das niemand bemerken würde, und geht davon aus, dass die Kritik auf allseitige Akzeptanz stösst, also ohne das Risiko auftreten kann, gerade die falsche Richtung zu stärken.

Meistens wurden die Untergangswünsche mit dem Argument unterstützt, dass Aufwand und Ertrag in einem Missverhältnis stünden oder dass die zeitgenössischen neuen Medien sie überflüssig machen würden. Aber fast immer traf das Gegenteil ein. Man denke nur an die Sprachlabore der sechziger Jahre, die grosse Erwartungen weckten, teuer waren, mit hohem Weiterbildungsaufwand implementiert wurden und - schnell verstaubten (Bosche/Geiss 2011).

Angesichts solcher Beispiele sollte man eigentlich vorsichtig sein mit radikalen Thesen, aber die erfreuten sich schon immer grosser Beliebtheit. Jeder hat Erziehung erlebt und so eine Meinung, daher kann auch jeder mitreden und Schulhass ist keine Pathologie. Und es sind immer neue Radikalisierungen denkbar, weil immer Erwartungen verletzt werden und das, was vorhanden ist, nie genug sein kann.

Deswegen gibt es ständig Weckrufe und Alarmierungen, auch solche, die ganz praxisnah erscheinen und jedenfalls unmittelbar einleuchten. Ein Beispiel ist die Ablösung von Lehrern durch *Lernbegleiter*, was nicht etwa als Beitrag zur De-Professionalisierung wahrgenommen wird.

In der englischsprachigen Didaktik ist verstärkt statt von „teachers“ von „learning guides“ die Rede, also Führern von Lernprozessen, ähnlich wie das bei Fremdenführern oder Lotsen der Fall ist. Sie begleiten nicht nur Lernprozesse, sondern lenken sie, etwa mit einer Checkliste, einem Lernpfad, Navigationshilfen oder zusammenfassenden Feedbacks,¹⁰ also ungefähr das, was das heute in vielen Schulen unter „selbstorganisiertem Lernen“ verstanden wird.

Damit wird Lernen aber nicht einfach „begleitet“, sondern in Richtung von Aufgaben gelenkt und am Ende in Form von Leistungen auch bewertet. Ein Lehrer oder eine Lehrerin unterrichtet eine Klasse oder eine Gruppe in einem Fach oder einem Lernbereich gemäss allgemeinen Zielen, die weder der Lehrer noch die Klasse sich selbst setzen kann. Mindestens gilt das für den Unterricht in staatlichen Schulen, die Lehrpläne voraussetzen, die Lernzeit regulieren und den Ort des Lernens vorgeben. Aber warum sollen dann Lehrer und Lehrerinnen plötzlich zu *Lernbegleitern* werden?

Darauf gibt es auch sehr radikale Antworten, die das *selbstorganisierte* Lernen wörtlich nehmen und auf jede Art von Lenkung des „Selbst“ verzichten wollen. Gelegentlich wird auch von „natürlichem Lernen“ gesprochen, das sich selbst steuert und weder Lehrpläne noch Lehrpersonen benötigt.

Im Bereich der Alternativschulen ist heute vermehrt von „Colearning“ die Rede, was nicht mit der berühmten „ko-konstruktiven Lernumgebung“ verwechselt werden darf, die früher einmal „partnerschaftlicher Unterricht“ genannt wurde und bislang nicht sehr weit in die Praxis vorgedrungen ist.

Man könnte einwenden, dass partnerschaftliches Lernen allein deswegen so exotisch zu sein scheint, weil staatliche Vorgaben wie Lehrpläne, Zeugnisse und Noten eine Partnerschaft verhindern und die Autorität einseitig festlegen. So argumentieren auch Vertreter des „Colearnings“, nur dass sie noch die Partnerschaft in Frage stellen.

Was damit gemeint ist, kann man in Wien sehen. Dort gibt es im Markhof, einem kommunalen Zentrum für alternative Formen des Wirtschaftens und Zusammenlebens, eine Gemeinschaft für Colearning, die sich von jeder Art Verschulung verabschieden will und damit heute urbane Nachfrage erzeugen kann.

Die Kinder und Jugendlichen, die dort lernen, sind so genannte „Homeschooling-Kids“, das sind Kinder, deren Schulbesuch durch häuslichen Unterricht ersetzt wird. In Österreich gibt es eine gesetzliche Regelung, die dies, anders als in Deutschland, erlaubt und zwar ohne Auflagen. Jedes Elternpaar oder jedes Paar mit einer Erziehungsberechtigung kann einen Antrag stellen, die Regelverschulung für ihre Kinder zu beenden oder gar nicht erst damit anzufangen. Die Kinder müssen lediglich extern eine jährliche Prüfung bei einer bewilligten Prüfungsschule ablegen. Wie sie den Stoff für die Prüfung erarbeiten, steht ihnen frei.

Aber es geht nur am Rande um eine solche Prüfung. Im Kern des Colearnings steht nach eigenen Angaben das Bewahren und Wiedererlangen kindlicher Eigenschaften wie Neugier, Kreativität und Begeisterung. Gelernt wird in der Praxis, hierarchische Strukturen werden durch eine flexible Organisation ersetzt, sowohl Kinder als auch Erwachsene sind

¹⁰ <http://www.designingforlearning.info/services/writing/ecoach/tips/tip95.html>

Lernende und Lehrende, so soll ein generationsübergreifendes Lernkonzept gesichert werden, das ohne künstliche Rollentrennung auskommt.

- Statt Lehrerinnen und Lehrer gibt es dann Lernbegleiterinnen und Lernbegleiter.
- Diese sind Experten für Lernprozesse und Gruppendynamik, Expertise für das zu erlernende Themenfeld wird nicht vorausgesetzt.
- Wer als Lernbegleiter von Kindern und Jugendlichen tätig ist, braucht kein Fachstudium und keine pädagogische Berufspraxis,
- weil für Themenfelder überall nach Expertise gesucht werden kann.

Als Lernbegleiter arbeiten Eltern, junge Studenten sowie Pensionierte, die ihre Expertise an die Kinder weitergeben und „Elders“ genannt werden. Unterstützt werden sie von externen Fachleuten. Interessieren sich die Lernenden für ein Thema, so wird im Netzwerk nach einer Person mit Praxiserfahrung und Willen zur Weitergabe ihres Wissens gesucht. Das nennt man auch *Unschooling*.

- Lehrer im professionellen Verständnis sind überflüssig, ebenso Stundenpläne oder staatliche Lehrmittel.
- Wissensthemen werden anders als in konventionellen Schulen nicht in 50-Minuten-Intervallen, sondern in mehrwöchigen Blöcken angeboten.
- Um Themengebiete zu erarbeiten, werden die Kinder in altersgemischten Kleingruppen mit Altersunterschieden von maximal drei Jahren und Gruppengrößen von sechs bis acht Personen eingeteilt.
- Dann wird bestehendes Wissen recherchiert und erforscht.¹¹

Colearning ist in Österreich heftig umstritten, besonders bei den Lehrprofessionen, wie man sich denken kann. Es gibt bislang nur wenige Versuche, die häufig auch in einem rechtsesoterischen Umkreis stattfinden, was vor allem die Kritik herausgefordert hat. Aber offenbar findet die Rhetorik Zuspruch, kommt auch bei bestimmten Elterngruppen gut an und verstärkt den Wunsch nach Alternativen.

Dazu trägt auch die Digitalisierung bei. Für viele Eltern ist nicht einsichtig, dass ihre Arbeitswelt digitalisiert ist, die Lernwelt ihrer Kinder aber nicht. Sie fürchten keine „digitale Demenz“, sondern dass ihre Kinder den Anschluss verpassen. Die gleichen Eltern bezahlen teure Förderprogramme und entfernen sich allein deswegen vom Schulalltag. Oft ist das Behütung und Verwertung in Reinkultur. Sind also vor allem die Eltern das Problem?

3. Eltern und Lehrer

Eltern und Lehrer gehen bisweilen sehr gespannt miteinander um und die Erziehungsarbeit ist von zum Teil tief greifenden Unterschieden geprägt, wie sich etwa an der Klagebereitschaft mancher Eltern zeigen liesse. Aber beide Seiten kämpfen auch mit Zuschreibungen, die den Umgang nicht erleichtern, es gibt hinderliche Klischees und immer wieder Unklarheiten, wer für was zuständig ist.

¹¹ <https://www.profil.at/oesterreich/eltern-erschaffen-alternative-schule-8203050>

Als Schrecken der Lehrerschaft gelten heute die „Helikoptereltern“,¹² also Eltern, die es mit der Behütung so übertreiben, dass sie eigentlich sich selbst behüten wollen. Wer dem Thema Glauben schenkt, schliesst sich einer ebenso aufgeregten wie weitgehend datenfreien amerikanischen Diskussion an, die so überflüssig ist wie die Drohung mit asiatischen Müttern als angeblich so toughe „Tiger moms“ (Chua 2011). Die Drohung hat ausser Aufregung nichts bewirkt hat, wie auch? Wenn bei zwei Töchtern die Ältere tut, was die Professorenmutter will und die Jüngere sich dem entzieht, hat man keine hohe Erfolgsquote.¹³

In demoskopischen Umfragen teilen viele Eltern die Schlagworte der Kritik, also beklagen die blosse Schulförmigkeit des Lernens und wünschen sich für ihre Kinder mehr praktische oder musische Tätigkeiten, sie kritisieren auch die Lebensferne des Unterrichts und besonders intensiv jenen Leerlauf des Tages, der „Stundenausfall“ genannt wird. Das ist verwunderlich, weil viel wichtiger wäre zu fragen, was passiert, wenn Unterricht stattfindet.

Aber der Fokus des Ärgers ist der Ausfall und der Ärger erklärt, warum die schulkritischen Bücher gekauft werden und wieso auch ganz radikale oder ziemlich aussichtslose Themen Anklang finden. Man stimmt der Kritik zu, aber nur auf eine sehr abstrakte Weise, die wenig mit der eigenen Praxis zu tun hat.

Fragt man nämlich die gleichen Eltern nach den konkreten Erfahrungen mit der Schule, in die *ihre* Kinder gehen, dann entsteht ein ganz anderes Bild:

- Den Lehrkräften wird hohe Professionalität bescheinigt,
- im Unterricht werden sichtbare Fortschritte erzielt,
- die Entscheidungen bei den Übergängen gelten überwiegend als fair und transparent,
- Konflikte finden Bearbeitung
- und Anliegen der Eltern werden beachtet.

Der Grund für die hohe Akzeptanz ist evident und lässt sich verallgemeinern: Ohne öffentliches, staatlich finanziertes Schulwesen hätte die heutige Bildungsqualität nicht aufgebaut werden können, wäre es unmöglich, Basisfertigkeiten über Generationen konstant zu halten und könnte keine ungefähre Gleichverteilung des Angebots erreicht werden. Das setzt und setzt ein Kalkül des Nutzens voraus, keine Gesellschaft könnte sich auf Bildung einlassen, wenn sie nichts davon hätte.

Lehrerinnen und Lehrer beklagen sich oft über etwas, was die „nachlassende Erziehungsbereitschaft“ der Eltern genannt und fast wie eine Art Seuche, die um sich greift, kommuniziert wird. Eine Mengenangabe fehlt, wie viele Eltern davon infiziert sind, wird nicht gesagt, auch nicht, was genau „Erziehungsbereitschaft“ heissen soll und welche Erwartungen der Schule sich damit verbinden. Der Vorwurf bleibt im Ungefähren und wirkt trotzdem, weil den Eltern schnell ein schlechtes Gewissen gemacht werden kann.

Umgekehrt gilt das nicht. Wenn man den Spiess umdreht und den Lehrern vorhält, sie würden von den Eltern lediglich die Erziehung schulförmiger Kinder erwarten und es sich

¹² „Helicopter parenting“ ist eine amerikanische Prägung und soll „überbehütende Eltern“ bezeichnen. Dabei wird von mehr Betreuungsaufwand auf ein Fehlverhalten geschlossen.

¹³ Entscheidend für den Schulerfolg asiatischer Kinder in amerikanischen Schulen ist nicht die Mutter, sondern das kulturelle Umfeld sowie die familiäre Unterstützung, in dem Schulleistungen eine zentrale Rolle spielen. Aber das gilt für Kinder aller Ethnien.

damit sehr einfach machen, wird man kaum sehr viel erreichen. Zudem: Wo sollte man das sagen? Kein Elternabend erlaubt so etwas.

Auch in der medialen Öffentlichkeit sind die Eltern in den Verdacht geraten, es mit ihrer Erziehungsverantwortung nicht mehr so genau zu nehmen und deshalb für die Schulen eher eine Belastung als eine Bereicherung darzustellen. Meistens stehen dahinter Einzelfälle, die sehr schnell generalisiert werden und dann auch ebenso schnell den Mediendiskurs bestimmen. Der Verdacht unterstellt abnehmende Erziehungsbereitschaft und so Bequemlichkeit und fehlende Verantwortung, also pädagogischen Horror, bei dem wiederum nicht gesagt werden muss, wie oft er vorkommt. Hier kann nicht schwarz genug gemalt werden.

Das gilt auch für «failed schools», also Schulen mit gravierenden Problembelastungen wie hohe Anteile fremdsprachiger Schüler oder einem exzessiven Gewaltaufkommen. Diese Schulen gibt es vor allem in bestimmten Grossstadtbezirken und sie geraten schnell in die Schlagzeilen, ohne dass ihnen damit geholfen wäre. Ohne mediale Aufmerksamkeit würde nichts geschehen, aber mit der Aufmerksamkeit entsteht ein Lösungsdruck, der zu schnellen Resultaten nötigt, während der Wandel zum Besseren Zeit braucht, besonderes Engagement und ein Angebot, das Kinder wie Eltern annehmen können.

Die schlechten Beispiele werden schnell zu einem Bild generalisiert, das in der Breite nicht zutrifft. Das gilt gerade auch für die Eltern. Schätzungen aus Deutschland gehen davon aus, dass die viel zitierte „Erziehungsverwahrlosung“ alles andere als der Normalfall ist,

- denn gut 85% aller deutschen Eltern sind ihrer Erziehungsaufgabe gewachsen,
- fast 90% aller Kinder und Jugendlichen fühlen sich in ihrer Familie wohl
- und ebenso viele geben an, ihre Eltern hätten genügend Zeit für sie.
- Lediglich 10% leben in Familien, die als zu konflikthaft empfunden werden (Dornes 2012, S. 237).

Die Klagen über den Niedergang der Erziehungskultur sind wie gesagt nicht neu, im Gegenteil begleiten sie die Geschichte und können periodisch erneuert werden, während sich nicht bestreiten lässt, dass die Schulen *ohne* die Leistungen der Eltern kaum Erfolg haben könnten.

Das Verhältnis wird oft als gegensätzlich und widersprüchlich hingestellt, und in der Tat sind weder die Interessen beider Seiten identisch noch die Perspektiven der Wahrnehmung und der gegenseitigen Beurteilung. Es sind tatsächlich zwei verschiedene Seiten. Anders als die Lehrpersonen bilden „Eltern“ keine homogene Gruppe, sie stehen der Schule nicht in jedem Falle nahe und stellen doch einen ihrer Erfolgsfaktoren dar.

Das Verhältnis von Eltern und Schule lässt sich idealtypisch als spannungsreiche Partnerschaft fassen und muss vor dem Hintergrund heutiger Anstrengungen zur Qualitätssicherung verstanden werden. Begleitet wird diese Partnerschaft von Medien, die zum Alarmismus neigen. Vielleicht wurde noch nie so viel über die „richtige“ oder die „falsche“ Erziehung diskutiert wie heute, was auch mit der steten Vermehrung der Medien zu tun hat.

- Schlagzeilen sind aber nicht immer gute Informationen, zumal dann nicht, wenn sie fast ausschliesslich negativ gefärbt sind.

- Am Ende glaubt man, dass die pädagogische Welt heute nur noch aus fettleibigen oder magersüchtigen Kindern besteht,
- aus Eltern, die ihre Erziehungsverantwortung an der Schultüre abgeben,
- und aus Schulen, die hinter den geschlossenen Türen chaotisch sind.

Auch die beste Lehrerin und der der beste Lehrer brauchen Bündnispartner, wenn sie Erfolg haben wollen. Der wichtigste Partner ist nicht der Schulrat, sondern sind die Eltern, die aber von den Schulen oft nur am Rande wahrgenommen werden. Nicht selten werden sie so beschrieben, dass sie Teil des Problems sind und an der Lösung kaum beteiligt werden können.

Ein Stichwort lautet „bildungsferne Schichten“; wer so bezeichnet wird, ist beinahe schon abgeschrieben. Die Zuschreibung erklärt nichts und bietet alle Chancen zur Diskriminierung. Ähnlich wirkt die Bezeichnung „Eltern mit Migrationshintergrund“ als Etikett, ohne mehr zu bieten als einen Verdacht. Gelöst wird damit nichts und auch meine Kinder haben in der Schweiz „Eltern mit Migrationshintergrund“.

Risiken dagegen bestehen, übermässiger Medienkonsum ist natürlich auch in der Schweiz festzustellen, die dabei bestehenden Risiken lassen sich ebenso wenig leugnen wie die Folgen von Fastfood, Auswüchse der Jugendgewalt oder neuartigen Schuldenfallen, in die schon Kinder geraten können. Auch Schulabsentismus kann zu einer Gefahr des Zusammenhalts werden. Neu sind auch Formen des Internet-Mobbing unter Schülerinnen und Schülern, die sich besonders schnell verbreitet haben. Auf diese Risiken müssen sich heutige Eltern und Lehrpersonen einstellen; Verharmlosung ist dabei keine gute Strategie, Alarmismus jedoch auch nicht.

- Auf die Risiken des Aufwachsens muss reagiert werden,
- doch gerade deswegen darf die Gefahrenvermutung nicht grösser sein als die Erfolgserwartung.
- Anders würde man das eigene Handeln beeinträchtigen und die Hände in den Schooss legen, eine Phantasie, die man als geplagter Vater oder Mutter gelegentlich hat,
- um dann doch wieder in der Realität zu landen, die „Kind“ heisst und anstrengend ist

Naturgemäss denken Eltern bei dem Stichwort „Schule“ vor allem an den Erfolg ihrer Kinder. Dass Bildung ein *öffentliches* Gut ist, steht ihnen oft nicht vor Augen, so dass die Übereinstimmung der Interessen zwischen Eltern und Schule eine bestimmte Schnittmenge nicht übersteigt. Die Frage ist nur, wie gross sie ist und was man tun kann oder muss, zu Gemeinsamkeiten zu kommen.

Schulische Elternarbeit heisst genau das, die Abstimmung der gemeinsamen Aufgaben, die sich nicht von selbst ergibt. Schulen müssen Angebote machen, wo und wie sich die Eltern so engagieren können, dass sie Teil einer Schulgemeinschaft werden. Dazu müssen Eltern gehört und auch befragt werden, ihr Feedback wäre so Teil der Schulentwicklung und die Verbesserung der Kooperation würden dann zu den Zielen gehören, die die Schule verfolgt. Das wäre auch bildungspolitisch ein Gewinn.

Aber ganz andere Fragen scheinen vorrangiger und auch viel populärer zu sein. Eine lautet: Müssen nicht Eltern für die Erziehung ihrer Kinder *selbst* erzogen werden und wäre das nicht ein wirksamer Beitrag zur Qualitätssicherung von Schulen? Die Idee hat ihre eigene

Dignität, immerhin hat schon in Karl Marx gefragt, wer die Erzieher erziehen soll,¹⁴ wenn sie schon einen solchen Einfluss haben.

Nicht zufällig und ganz unabhängig von Marx wurde der Konflikt lange nur zwischen Elternhaus und Schule vermutet und es gehört zu den ungeschriebenen Kapiteln der Schulgeschichte, dass dabei immer nur die Eltern der hemmende Faktor sein sollten. In einem Handbuch für Lehrer und Schulaufseher aus dem Jahre 1850 heisst es unmissverständlich:

„Viele Eltern versäumen es, theils aus Mangel an Einsicht und Bildung, theils aus Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit, theils aus Vergnügungssucht, das Verhalten ihrer Kinder in Bezug auf die Schule gehörig zu überwachen“ (Gräfe 1850, S. 709).¹⁵

Eltern sind in der Wahrnehmung vieler Lehrkräfte Laien, während sie tatsächlich die Hauptlast der Erziehung tragen und in der Hinsicht sich sehr wohl professionell verhalten müssen. Eltern, anders gesagt, sind Erziehungsexperten, deren Erfahrung auch von der Schule genutzt werden muss.

Doch Elternleistungen werden bis heute stillschweigend in Anspruch genommen, ohne dass diese Leistungen in irgendeiner Bilanz auftauchen würden. Das kann man auch sarkastisch formulieren: Würde der Aufwand für Hausaufgabenbetreuung, Motivationssicherung und häuslicher Enkulturation in Arbeitsstunden verrechnet, und würden diese Stunden nach Tariflohn bezahlt werden, wäre die Schule sehr schnell unbezahlbar.

Es gibt verschiedene Programme für das pädagogische oder psychologische Training von Eltern, die kurzfristig und im Blick auf begrenzte Themen Erfolg haben können. Aber sie sind kaum sehr nachhaltig, was sich auch mit einem „Elternführerschein“ nicht ändern liesse.¹⁶ Ein solcher Führerschein wäre verpflichtend, doch was man damit befördern würde, wäre staatlicher Zwang und gewinnen würde die Bürokratie, nicht die Erziehung.

„Erziehung heute“ ist eine ständige Auseinandersetzung in und mit sehr verschiedenen Umwelten, die nicht immer etwas zum Erfolg der Erziehung beitragen oder auch nur die erzieherischen Anliegen von Eltern oder Lehrern unterstützen. Die Selbstbegrenzung der Wünsche kann zu einem Glücksspiel werden und Grenzen, die Andere setzen, verlangen Sanktionsmacht, die oft fehlt oder unterlaufen wird. Eltern und Kinder müssen sich in diesem Erfahrungsraum zurechtfinden.

Für tägliche Probleme müssen Lösungen gefunden werden. Man kann sich den Prozess der Erziehung als fortgesetzte Problemlösung vorstellen, an der Eltern und Kinder jeweils unterschiedlich beteiligt sind. Nicht immer werden glückliche und dauerhafte Lösungen gefunden, aber die Probleme dürfen nicht unlösbar erscheinen, weil der Prozess der Erziehung weder angehalten noch aufgegeben werden kann. Der Grenzfall ist tatsächlich die Verwahrlosung.

¹⁴ 3. Feuerbachthese.

¹⁵ Heinrich Gotthilf Adam Gräfe (1802-1868) studierte in Jena Theologie und wurde 1825 Rektor der dortigen Bürgerschule. 1840 wurde er an der Universität Jena ausserplanmässiger Professor für Pädagogik. 1842 wechselte er als Rektor an die Bürgerschule nach Kassel. Gräfe war Landtagsabgeordneter in Hessen und wurde im Zusammenhang mit den Verfassungskämpfen zu einem Jahr Festungshaft verurteilt. Danach war er für kurze Zeit Lehrer an einer privaten Erziehungsanstalt in Genf und leitete von 1855 an die Bürgerschule in Bremen.

¹⁶ Neue Zürcher Zeitung Nr. 18 vom 23. Januar 2015, S. 21.

4. *Wachsende Lasten*

In dem langen Prozess der Erziehung stellen immer neue Probleme, für die nicht jeweils vor der Bearbeitung ein Training absolviert werden kann. Die Entscheidung für die weitaus meisten Fragen kann den Eltern nicht abgenommen werden und spätestens in der Pubertät merken sie, dass Erziehung nicht einfach in der Familie bleibt, sondern leicht mit Auffälligkeit zu tun haben kann. Es gibt aber den Trost der Erfahrung, selbst die Pubertät der eigenen Kinder überlebt man.

Vorbereiten kann man sich darauf nur sehr begrenzt und in jedem Falle müssen eigene Lösungen gefunden werden. Man kann also auch nicht einfach pädagogische Ratgeber konsultieren und dann das eigene Problem von dort aus bearbeiten. Wo das versucht wird (Keller 2008), ist der Gegenwert oft nur eine blasse moralische Ermutigung und keine wirkliche Problemlösung. Ratgeber versuchen meistens, Eltern durch vorteilhafte Sprachregelungen zu entlasten, aber das hebt den Problemdruck nicht auf.

Allerdings müssen grosse Unterschiede in Rechnung gestellt werden, die Eltern verhalten sich nicht gleich, in den einzelnen Familien werden sehr verschiedene Strategien gewählt, wie der Umgang zwischen Eltern und Kindern gestaltet werden kann, und gerade im Blick auf die Budgets gibt es nicht lediglich Sorglosigkeit - aber es ist kein Zweifel, dass alle Betroffenen in allen westlichen Gesellschaften auf das Problem zunehmender Integration schon von ganz kleinen Kindern in die Konsumwelt reagieren müssen.

- Die heutigen Kinder sind in aller Regel nicht „brav“ und „folgsam“, wie das noch in der Erziehungsliteratur der sechziger Jahre gefordert und nach Geschlechtern strikt getrennt wurde.
- Kinder sind heute häufig in die Entscheidungen eingebunden und denken mit, sie werden nach ihrer Meinung gefragt und so ernst genommen.
- Die Pubertät ist für beide Seiten eine Grenzerfahrung, die man entgegen den eigenen Annahmen übersteht.

Selbstbewusste Kinder kennt man seit langem aus der Literatur, etwa Huckleberry Finn oder Pippi Langstrumpf. Aber das erklärt den Wandel nicht. Pippi Langstrumpf ist Grundschullektüre, aber die Lehrerinnen sind froh, dass es nur Literatur ist. Und Mark Twain hat gesagt, dass er es nicht ertragen konnte, Huckleberry wachsen zu sehen. Lektüren aber bewirken keinen sozialen Wandel, der im Blick auf Kinder aber unübersehbar ist.

Dazu zählt auch, dass sich die Stellung der Kinder in der Gesellschaft grundlegend geändert hat. Kinder sind nicht mehr einfach das Objekt der Erziehung, sondern werden als Menschen mit eigenen Bedürfnissen anerkannt. Sie werden keiner fraglosen Autorität unterworfen, der sie folgen müssen und erhalten Spielräume für Freiheiten, die noch vor dreissig Jahren kaum vorstellbar waren. Die Institutionen der Erziehung haben sich entsprechend gewandelt.

Heutige Kinder erleben keinen militärischen Drill mehr, die Kinderarbeit ist abgeschafft worden, am Ende auch die der Verdingkinder, der typische Schulmeister ist verschwunden, die Lehrerinnen haben die Schulen erobert, das Lernen hat sich verändert und die Schulhäuser sind in den Schweizer Kantonen, anders als zu Beginn des 19. Jahrhunderts, keine Verlegenheitsbauten mehr, sondern repräsentative Gebäude im Mittelpunkt der Gemeinden.

Der Wandel hat die Erziehung nicht zu einem sicheren Geschäft gemacht. Der Ausgang jeder Erziehung ist unsicher und vor allem das erklärt die öffentliche Sensibilität im Blick auf Risikofaktoren. Scheitern soll ausgeschlossen werden und Erziehung muss gelingen. Aber gehören ausgerechnet Eltern zu den Risikofaktoren? Eher sollte man davon ausgehen, wie stark sich auch die Elternschaft gewandelt hat und weiter wandeln wird.

- Die Prinzipien der Erziehung legt nicht mehr der Vater fest und überlässt es dann der Mutter, sie auch durchzusetzen.
- Und bei Trennung der Paarbeziehung bleibt die Erziehungsverantwortung bestehen und wird nicht etwa delegiert oder gar nicht mehr wahrgenommen.
- Dabei werden nicht immer gute Lösungen gefunden, aber der Wandel ist unübersehbar.
- Das Wohl des Kindes ist auch juristisch stärker als die Interessen der Eltern nach der Scheidung.

Andererseits sind die tatsächlichen Erfahrungen schwer darstellbar: Niemand gibt den tatsächlichen Fernsehkonsum der eigenen Kinder zu und niemand verteidigt offensiv den Konsum an Süßigkeiten, weil immer im Hintergrund steht, dass zu viel Fernsehen ebenso schädlich ist wie zu viel Zucker. Es gibt aber kein definitives Optimum, die zulässige Mitte muss individuell und privat bestimmt werden - in ständiger Auseinandersetzung mit den Kindern.

Der heutige Erziehungsalltag ist gekennzeichnet einerseits von der ständigen Ausweitung des Angebotes und andererseits von der zur Verfügung stehenden Zeit, die immer knapp ist. Im Blick auf das Angebot kann das meiste *nicht* realisiert werden, was auch erklärt, dass die These von den permanent erfüllten Wünschen und den kleinen «Tyrannen», die nie genug bekommen, so nicht stimmt.

Die knappe Zeit sorgt auch dafür, dass Erziehung sich zunehmend auf verschiedene Instanzen verteilt. Das gilt etwa für die Indiennahme der Grosseltern, die weit mehr als früher Einfluss nehmen auf die Erziehung ihrer Enkel. Ein anderes Phänomen sind Beauftragungen. Für pädagogische Dienstleistungen steht heute ein ausgebautes und effizientes Angebot zur Verfügung, das mehr oder weniger diskret genutzt wird.

Neue Modi des direkten Umgangs zwischen Eltern und Kindern sind *Aushandeln* und *strategische Interaktion*, die inzwischen gut beschrieben sind. Hier entscheiden nicht einfach Autorität, sondern der Wunsch und das Argument im Einklang mit dem Budget. Kinder handeln im Rahmen ihrer Interessen durchaus rational und strategisch

Kinder gewinnen an Macht, und dies nicht nur, weil sie viele Verbote unterlaufen können, sondern weil sie zum Erfolg oder Misserfolg der Erziehung aktiv beitragen. Sie sind nicht einfach deren Objekt. Daher häufen sich in der Literatur Stimmen, die davor warnen, Kinder mit einem einfachen Entweder-Oder-Schema zu betrachten, als autonome Konsumenten auf der einen, als behütete Spezies auf der anderen Seite.

Der durchschnittliche Erziehungsmodus ist immer mehr *Verhandlung*, und gar nicht so selten beeinflussen die Kinder die Entscheide der Erwachsenen, die sich nicht immer gegen die Anreize der Medien durchsetzen können. Daher ist nicht primär Autorität das kardinale

Problem der Erziehung, sondern die Macht des jeweiligen Arguments und das Geschick der Kommunikation, also die fortlaufende Abstimmung.

- Vielfach entscheidet einfach die Nervenstärke und die Verhandlungen können die Eltern auf eine harte Probe stellen.
- Das gilt für Jungen wie Mädchen gleichermaßen, nur dass Jungen oft weniger Verhandlungsgeschick zeigen als Mädchen.
- Von einem bestimmten Alter an vertreten sie ihre Interessen und wollen sie auch durchsetzen.

Der Modus der Verhandlung bedeutet nicht, dass über alles und ständig verhandelt werden muss. Grenzen sind nicht verhandelbar, wenn sie gelten sollen, dasselbe gilt für die Struktur des Lebensraumes, in dem die Erziehung stattfindet. Verhandelt wird über Entscheidungen, an denen Kinder in der einen oder anderen Art beteiligt sind.

Durch Verhandlungen entsteht so etwas wie eine gemeinsam herausgearbeitete Überzeugung, die einen fragilen Status hat und gleichwohl das Miteinander beeinflusst. Gut belegt sind zum Beispiel Verhandlungen in Familien über Gefahren und Sicherheitsrisiken. Verhandlungen haben zur Voraussetzung, dass im Blick auf Entscheidungen eine Art Partnerschaft angenommen wird, die sich auch mit dem Wandel der Erziehungsverhältnisse erklären lässt.

Der heutige Alltag in der Erziehung ist aus der Sicht der Eltern vor allem gekennzeichnet von der Ausweitung der Zuständigkeit, wachsenden Pflichten und gesteigener Verantwortung. Eltern werden anders als früher von den Schulen aktiv in deren Erziehungsarbeit eingebunden, die Visibilität abweichenden Verhaltens von Kindern und Jugendlichen nimmt zu und die Toleranz gegenüber fehlenden Leistungen der Eltern nimmt ab.

Sanktionen oder gar förmliche Bussen sind denkbar, wenn Kinder und Jugendliche sich deviant verhalten und der Vorfall kenntlich wird. Die Verantwortung der Eltern wird daher viel konkreter kommuniziert als noch vor einer Dekade, nämlich nicht als eine abstrakte moralische Forderung, sondern im Blick auf die Konsequenzen.

Eltern bewegen sich aber auch in anderer Hinsicht in einem veränderten Feld der Erziehung. Die Kosten für die Kinder sind tatsächlich gestiegen¹⁷ und die Kinderzahl ist gleichsam im Gegenzug kontinuierlich gesunken. Die Erziehung konzentriert sich auf ein oder zwei Kinder, die hohe Aufmerksamkeit erhalten und einen ebenfalls hohen Aufwand abverlangen.

Die in der Öffentlichkeit oft vertretene Meinung, die Erziehung schwäche sich ab oder „verschwinde“ gar,¹⁸ wird durch diesen Befund nicht gedeckt. Im Gegenteil wird in weniger Kinder weit mehr investiert als noch vor zwanzig Jahren und werden grössere pädagogische Anstrengungen unternommen als je zuvor. Kinder sind damit auch Symbole für Lebenserfolg, was wiederum die Risiken erhöht.

¹⁷ Die erste Schweizer Studie über die Kosten der Kindheit erschien Mitte der neunziger Jahre 1995. Die Kosten variieren mit dem Alter der Kinder und der Zahl der Geschwister. 2007 wurden die Ausgaben für ein dreizehnjähriges Einzelkind auf 2.020 Franken pro Monat geschätzt. Bei einem Geschwister sinkt die Summe auf 1.790 Franken, bei zwei Geschwistern auf 1.600 Franken.

¹⁸ Im Anschluss an Neil Postman Buch *The Disappearance of Childhood* (1982).

5. Ausblicke

Der digitale Wandel in den Schulen ist absehbar und er wird sich in den nächsten Jahren massiv beschleunigen. Die Standardsituation des Unterrichts stammt aus dem 19. Jahrhundert und setzt die Lehrbuchgesellschaft voraus. Lehrbücher sind träge Medien, die sich nur langsam verändern können, weil sie viele Auflagen erleben müssen, um rentabel zu sein. Lernmedien dieser Art können mit der Entwicklung der Wissensgesellschaft sicher nicht Schritt halten. Zudem schränken sie die Lernmöglichkeiten ein und nutzen neue Medien nur unter der Voraussetzung ihres Formates.

Das curriculare Angebot muss sich erweitern, Informatik sollte auf allen Schulstufen angeboten und unterrichtet werden. Mit einem solchen Fach können sich die Schulen am besten auf die Digitalisierung vorbereiten, sie würde in die Grundlagen einführen und nicht lediglich mit der je neuesten Technologie aufwarten.

Ausserdem sollte die Schule auch klar kommunizieren, was *nicht* digitalisiert werden sollte und wo das traditionelle Klassenzimmer unverzichtbar ist. Jede Schule sollte auch die bildungsfeindlichen Tendenzen der sozialen Medien thematisieren und die Schüler aufklären über die Folgen von Kurzbotschaften, Kommunikation nur noch in Echoräumen oder die behavioristische Steuerung der Wahrnehmung durch „likes“ und „dislikes“.

Auf der anderen Seite verstärken sich Tendenzen der Erziehung, die im Namen der Identitätswahrung oder Schutzes von Gefühlen die Unselbstständigkeit befördern, etwa wenn an Universitäten alle Zumutungen der Bildung beseitigt werden oder vor jeder Gefahr für die eigene Identität vorsorglich gewarnt wird, als sei die Umwelt nur als sicheres Refugium lebenswert. Aber offene Gesellschaften sind nicht von psychischen Bunkern aus zu bewältigen.

Das wäre ein guter Schluss, doch erlauben Sie mir noch einen Nachtrag: Die öffentliche Schule muss sich strukturell und sichtbar weiter entwickeln, während man heute oft einfach nur semantische Anpassungen erlebt, wie die grenzenlose Karriere des Begriffs „Kompetenz“ zeigt. Heute gibt es keinen Lernbereich mehr und kaum noch eine pädagogische Veröffentlichung ohne „Kompetenzstufen“, aber neu ist damit nur die Sprache, nicht das Problem des Unterrichts.

Keine didaktische Theorie seit dem 19. Jahrhundert hat Unterrichtserfolg mit dem blossen Nachvollzug von Schulwissen gleichgesetzt; es ging immer um das Verstehen, Durcharbeiten und Anwenden des Stoffes durch die Schüler, also um zunehmendes Können oder um stetig verbesserte Kompetenz. Daraus ergibt sich eine goldene Regel:

- Der Gründer des Pädagogischen Seminars der Universität Leipzig, der Jurist und Philosoph Tuiskon Ziller (1884, S. 240),¹⁹ hatte dafür auch eine plausible Regel:
- Der Zögling, wie man die Schüler im 19. Jahrhundert nannte, „darf durch den Unterricht nicht geistig schwächer werden“.²⁰

¹⁹ Tuiskon Ziller (1817-1882) war Gymnasiallehrer und habilitierte sich als Jurist. 1854 begann er mit Vorlesungen in Pädagogik, 1861 erfolgte die Gründung des Pädagogischen Seminars, das ein Jahr später mit einer Übungsschule verbunden wurde. Zillers *Einleitung in die Allgemeine Pädagogik* von 1856 ist die Begründungsschrift des Pädagogischen Herbartianismus.

Literatur

- Bernfeld, Siegfried (1974):. Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften Band 1. Hrsg. v. Lutz von Werder/Reinhart Wolff. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Verlag.
- Bosche, Anne/Geiss, Michael (2011): Das Sprachlabor - Steuerung und Sabotage eines Unterrichtsmittels im Kanton Zürich, 1963-1976. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Band 16, 119-139.
- Brunschweiler, Verena: Kinderfrei statt kinderlos: Ein Manifest. Marburg: BÜCHNER Verlag 2019.
- Caplan, Bryan (2018): The Case Against Education. Why the System of Education is a Waste of Time and Money. Princeton/Oxford: Princeton University Press.
- Carey, Kevin (2015): The End of College. Creating the Future of Learning and the University of Everywhere. New York: Riverhead Books.
- Chua, Amy (2011): Battle Hymn of the Tigermother. London: Bloomsbury Publishing.
- Dornes, Martin (2012): Die Modernisierung der Seele. Kind - Familie - Gesellschaft. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.
- Gräfe, Heinrich (1850): Die Deutsche Volksschule oder die Bürger- und Landschule nach der Gesamtheit ihrer Verhältnisse. Ein Handbuch für Lehrer und Schulaufseher. Zweiter Theil. Zweite Auflage. Leipzig: Hermann Costenoble.
- Hüther, Gerald./Hauser, Uli (2012): Jedes Kind ist hochbegabt. Die angeborenen Talente unserer Kinder und was wir daraus machen. München: Albrecht Knaus Verlag.
- Keller, Nicole (2008): Pädagogische Ratgeber in Buchform: Die Leserschaft eines Erziehungsmediums. Bern et. al: Peter Lang Verlag (= Explorationen. Studien zur Erziehungswissenschaft, herausgegeben von Jürgen Oelkers, Band 57)
- Oelkers, Jürgen (2000): Schulreform und Schulkritik. 2. vollst. überarb. Aufl. Würzburg: Ergon Verlag. (= Schule und Gesellschaft, hrsg. v. Winfried Böhm u.a., Band 1)
- Precht, Richard David (2013): Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern. München: Goldmann Verlag.
- Riché, Pierre/Alexandre-Bidon, Danièle. (1994): L'enfance au Moyen Age. Paris: Bibliothèque Nationale/Edition du Seuil.
- Schulte-Markwort, Michael (2015): Burnout-Kids: Wie das Prinzip Leistung unsere Kinder überfordert. München: Pattloch Verlag.
- Spitzer, Manfred (2012): Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen. München: Droemer Verlag.

²⁰ Sperrung im Zitat entfällt.

Vaidhyathan, Siva (2018): *Antisocial Media: How Facebooks Disconnects Us and Undermines Democracy*. Oxford: Oxford University Press.
Ziller, Tuiskon (1884): *Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht*. 2. verb. Aufl. Hrsg. v. Th. Vogt. Leipzig: Verlag von Veit&Comp.